

Peer-Counseling/Peer-Support als wichtige Methode zur Förderung der Identitätsentwicklung

Hausarbeit im Rahmen der 25. Peer-Counseling-Weiterbildung
2023/2024

Verfasserin: Simone Strahl

Trainerin: Gerlinde Busch

Bad Oeynhausen, den 03.06.2024

Einleitung

In dieser Arbeit möchte ich durch meine eigene Auseinandersetzung Anregungen geben, die Methode des Peer-Counseling auch schon im Bereich der kindlichen Entwicklung einzusetzen. Da, wo Kinder beginnen, sich mit sich selbst und anderen auseinanderzusetzen. Ich wähle den Begriff „Beeinträchtigung“, weil ich davon ausgehe, dass eine Behinderung von der Gesellschaft und den Bedingungen, unter denen ein Mensch aufwächst, erst entsteht.

Für Kinder mit einer Beeinträchtigung gibt es hier, sehr vereinfacht gesagt, im Groben 2 Richtungen:

a) Das Kind empfindet seine Beeinträchtigung als Einschränkung, gegenüber anderen Kindern, was längerfristig ein Empfinden von Behinderung, oder schlimmstenfalls Minderwertigkeit zur Folge hat, oder

b) Das Kind empfindet seine Beeinträchtigung einfach als Andersartigkeit gegenüber anderen Kindern, vielleicht manchmal einschränkend, aber nicht als ständige Einschränkung oder Minderwertigkeit, sondern auch als Chance.

In wie weit die Methode des Peer-Counseling hier positiv auf die Entwicklung der Identität einwirken kann, sodass die eigene Beeinträchtigung als Chance und nicht als Behinderung gesehen werden muss, und welche Faktoren dafür nötig sind, werde ich in dieser Arbeit anhand meiner eigenen Geschichte herausarbeiten.

Da ich selbst von Geburt an blind bin, und mich auf meine eigene Geschichte beziehe, werde ich die Umsetzungsideen in dieser Arbeit auf blinde/sehbehinderte Kinder und Jugendliche beschränken. Denn einiges ist sehr spezifisch.

Allerdings bin ich mir sicher und weiß das auch aus Gesprächen mit einer Freundin mit einer körperlichen Beeinträchtigung, dass es viele Parallelen in unserer Kindheit und Jugendzeit gab und auch heute gibt.

1. Meine Entwicklungsgeschichte

1.1. Frühe Kindheit (Kindergarten)

Meine ersten 6 Jahre verbrachte ich in einer Reihenhaussiedlung mit anderen Kindern aus der Nachbarschaft. Da ich Einzelkind bin, achteten meine Eltern schon früh darauf, dass ich viel mit anderen Kindern spielen konnte. Mit 3 Jahren kam ich dann auch, wie die Anderen in einen Kindergarten in der Nähe. Meine Blindheit war damals kein Thema. 1974 war die Integration eines Kindes mit Beeinträchtigung in einen sog. Regelkindergarten zwar noch selten, aber nach Aussage meiner Eltern wurde meine Integration nach einigen guten

Gesprächen mit der Leitung als Herausforderung angenommen. Auch in meiner Erinnerung habe ich meine Zeit im Kindergarten, in Bezug auf meine Blindheit, nur positiv erlebt. Ich erhielt die Unterstützung, die ich brauchte, mit meiner Blindheit wurde offen umgegangen, aber sie war nicht ständig Thema. Ich war Ich, mit all meinen Stärken und Schwächen. Dies war auch im Umgang mit den Nachbarskindern so, die nicht mit mir den Kindergarten besuchten. Niemals hörte ich:

„Du bist blind, Du kannst nicht malen“, o.ä.

Mein Lebensgefühl war damals: „Ich bin blind und auch irgendwie anders als die Anderen, aber ich habe alle Möglichkeiten und gehöre dazu!“ Einen wichtigen Anteil hatten hier vor allem meine Eltern, die mich mit meiner Beeinträchtigung akzeptierten, mir ermöglichten, z.B. auf Bäume zu klettern, Buden zu bauen, mich mit anderen, sehenden Kindern auseinanderzusetzen, eben alle Erfahrungen zu machen, die für die gesunde Entwicklung eines Kindes notwendig und förderlich sind.

Kurz vor meiner Einschulung schlossen sich meine Eltern einer Elternvereinigung von blinden und sehbehinderten Kindern an, um gemeinsam die Interessen ihrer Kinder zu vertreten und sich gegenseitig zu stärken. Diese Vereinigung veranstaltete einmal jährlich Familienwochenenden in einem „Blindenerholungsheim“, wo die Eltern die Möglichkeit hatten, sich auszutauschen und die blinden und sehbehinderten Kinder betreut wurden. Diese Wochenenden waren für uns als ganze Familie sehr bereichernd, denn ich lernte andere blinde Kinder kennen und meine Eltern andere Eltern, mit denen sie sich vernetzen konnten. Außerdem kamen anfangs zu diesen Wochenenden auch blinde und sehbehinderte Mitglieder des „westfälischen Blindenvereines“, wie er damals hieß, um als „Peer-Counselors“ zur Verfügung zu stehen, auch, wenn das damals niemand so nannte. Besonders meine Mutter erzählte oft, wie sehr sie diese Menschen, besonders die blinden Frauen ermutigt hatten, „dass es auch weitergeht, wenn unsere Tochter erwachsen wird“, wie sie oft sagte.

1.2. Meine Grundschulzeit in der Blindenschule

Mit 6 Jahren wurde ich dann in die Blindenschule Soest eingeschult und verbrachte dort die 5 Grundschuljahre. Dieser Schritt brachte einschneidende Veränderung für unsere Familie mit sich, denn die Blindenschule war ca. 100 km Von meinem Heimatort entfernt. Da meine Eltern nicht wollten, dass ich schon so früh im Internat untergebracht werden sollte, zog meine Mutter mit mir in eine kleine Wohnung in der Nähe von Soest, wo wir dann die Schulwoche verbrachten. Mein Vater kam uns mittwochs nachmittags besuchen, weil er da keine Termine hatte, und machte sich dann am nächsten Morgen wieder auf den Weg zur Arbeit. Am Freitag fuhren meine Mutter und ich dann wieder ins Ruhrgebiet, wo wir dann die Wochenenden verbrachten. In der Blindenschule erlebte ich zweierlei:

Zum einen war es spannend und neu für mich, mit anderen blinden Kindern zusammen zu sein, ein Mädchen, das mit mir eingeschult wurde, kannte ich auch bereits vom erwähnten Familienwochenende. Wir lernten alle gemeinsam und waren unter unseresgleichen, also erste Peer-Erfahrungen.

Aber ich erlebte auch die Blindenpädagog*innen, die uns sagten, was Blinde können, und was nicht: „Blinde Kinder können nicht malen, blinde Kinder können nicht basteln, blinde Kinder können aber gut Musik machen.“

Gott sei Dank hatten wir aber auch einen Klassenlehrer, der uns als blinde Kinder in dem, was wir konnten, unterstützte, sodass mein Lebensgefühl auch in dieser Zeit war: „Ich bin zwar blind und lebe auch in einem Schonraum mit Gleichgesinnten, aber ich habe alle Möglichkeiten und bin gut so, wie ich bin.“

Durch die aktiven Bemühungen meiner Mutter, die für sich selbst Kontakte zu anderen Müttern, und so auch für mich Kontakte zu anderen Kindern suchte, fühlte ich mich sowohl an meinem Heimatort zu dieser Zeit gut integriert, als auch angenommen und zu Hause in meiner Blindenschulklasse, wo ich nichts Besonderes, sondern ein Teil der Gruppe war.

Heute bin ich ziemlich sicher, dass ich im Zusammensein mit den anderen blinden Kindern ein Großteil der Kraft für die anschließende integrative Beschulung bekam.

Also echter „Peer-Support“.

1.3. Soziale und schulische Integration im Jugendalter, Herausforderung Pubertät

Nach der Grundschulzeit musste ich mich dann entscheiden, ob ich in die Blindenstudienanstalt (Blista) nach Marburg wechseln oder in Soest ein Gymnasium besuchen wollte. Wo 1 Jahr vorher, zum „Jahr der Behinderten“ 1981, ein Schulversuch zur Integration blinder und sehbehinderter Schüler*Innen an ihrem Heimatort gestartet worden war. Meine Klassenkameradin und ich entschieden uns für die integrative Beschulung. Zu Beginn lief alles ganz wunderbar: Wir waren die Stars der Klasse und wurden bewundert. Unser Klassenlehrer hatte einen sog. Dienstplan erstellt, nach dem uns jeden Morgen ein bis zwei Klassenkamerad*innen vom Parkplatz, wo unsere Taxis hielten, abholen sollten, damit wir den Weg in die Klasse finden. Anfangs rissen sich alle darum, alle waren fasziniert von uns, der Blindenschrift und unseren Hilfsmitteln. Aber irgendwann konnten wir uns selbstständig orientieren und waren nichts Besonderes mehr. Schulisch lief die Integration recht gut, und bis zum Eintritt der Pubertät fühlte ich mich auch sozial gut integriert.

Zu Hause besuchte ich eine Pfadfindergruppe und sang später auch in einem Jugendchor mit. Gab es gemeinsame Aktivitäten und Interessen, fühlte ich mich gut integriert. Aber mit Eintritt der Pubertät, die ja für alle Jugendlichen eine Herausforderung darstellt, verlagerten sich die Interessen dahin, von „den coolsten und süßesten Jungs“ gesehen und anerkannt zu sein, gut auszusehen, und sich am Besten in Szene zu setzen, um als Mädchen gesehen zu werden. Ich hatte vermutlich die gleichen Fragen, Interessen und Sehnsüchte, aber ich fühlte mich plötzlich vermehrt als Klotz am Bein der anderen. Ich musste erleben, dass sich vorher gute Freundinnen von mir abwandten, hatte das Gefühl, es war ihnen peinlich, sich mit mir zu zeigen. Dies war sowohl in der Schule, als auch in meiner Pfadfindergruppe so.

In der Zeit zwischen meinem 13. und 20. Lebensjahr (bis ca. zum Abitur) fühlte ich mich ziemlich alleine, und ich stellte mir vermehrt die Frage: „Liegt es an meiner Beeinträchtigung oder meiner Person, dass ich nicht wirklich integriert bin?“ Ich fühlte mich vermehrt getrieben, so wie die sehenden Mitschülerinnen zu werden und wusste natürlich, dass das nicht möglich ist. Zum ersten Mal erlebte ich meine Beeinträchtigung als Makel, als Behinderung. In dieser Zeit gab es in unserem Stundenplan 2 feste Beratungsstunden pro Woche, während die anderen Mitschüler*innen Kunst hatten, bei einem Lehrer der Blindenschule. Hier sollten wir die Möglichkeit haben, unsere Probleme in der Integration zu besprechen. Eine gute Einrichtung, aber leider nicht von diesem Lehrer. Ich erinnere mich, dass ich einmal ein „leichteres“ Problem, mit einem Lehrer ansprach. Daraufhin bekam ich statt hilfreichen Lösungsvorschlägen oder zumindest Verständnis, Aussagen wie: „Tja, wärt Ihr mal lieber bei uns geblieben, dann hättet Ihr die Probleme nicht“, oder: „In Marburg hättet Ihr es einfacher gehabt“, oder: „Integration ist halt doch nicht so einfach.“ Hier war also kein Verständnis, keine Hilfe oder Orientierung zu erwarten.

Ich wünschte mir einfach, mit meinen Fragen angenommen zu sein, zu hören: „Du bist ok als Blinde unter den Sehenden“. Ich wünschte mir, als blinde junge Frau meinen Platz im Leben finden zu können, ohne mich immer fragen zu müssen: „Liegt es an meiner Blindheit oder an meiner Person“ oder immer hinter einem Wunschbild hinterher rennen zu müssen.

Bei gemeinsamen Aktivitäten und Interessen ging es noch, aber beim Thema der sexuellen Entwicklung, der Entwicklung zur Frau fühlte ich mich bei den sehenden Jugendlichen außen vor. Niemand, d.h. kein Junge, den ich attraktiv fand, schien mich als Mädchen oder werdende Frau wahrzunehmen, und ich mich selbst offenbar auch nicht. Meine Mutter erzählte damals von einem Nachbarn, der mich in einem Sommerkleid sah und gesagt haben soll: „Schade, dass sie blind ist und nicht weiß, wie hübsch sie ist. Sonst würde sie bestimmt allen Männern den Kopf verdrehen.“ Mein Vater sagte damals irgendwas, was ich als Zustimmung deutete und so speicherte ich ab: „Ich bin zwar wohl hübsch, aber da ich blind bin, werde ich nicht wirklich als weibliches Wesen, als sich entwickelnde Frau wahrgenommen.“

Im Alter von 16 Jahren trat ich dann in den örtlichen Blindenverein ein und nahm auch gerne an den regionalen und überregionalen Angeboten für Jugendliche teil, aber irgendwie fand ich hier auch keine Vorbilder, an denen ich mich als Heranwachsende hätte orientieren können. Ich stellte mir für meine spätere Berufstätigkeit weder eine Karriere im Büro als Telefonistin, noch eine als Masseurin, damals die typischen „Blindenberufe“ vor, sondern ich wollte in den pädagogischen Bereich gehen. Ich wollte als Frau wahrgenommen werden, mich verlieben und auch sexuelle Erfahrungen machen. Die sehenden Mädchen in meinem Umfeld hatten alle schon einen Freund, und ich hörte auch immer mehr, dass blinde Paare sich in der Schulzeit kennengelernt hatten und auch, dass meine blinden Klassenkameradinnen aus der Grundschule erste Erfahrung mit jungen Männern machten.

Mit 16 oder 17 überlegte ich daher ernsthaft, nach Marburg an die blista (Blindenstudienanstalt e.V.) zu wechseln, um endlich nicht mehr die Exotin in der Integration zu sein, sondern Erfahrungen mit Gleichgesinnten (Peer-Erfahrungen) machen zu können. Allerdings entschied ich mich nach einer Hospitation dann doch dagegen, weil ich mir nicht

vorstellen konnte, schon außerhalb meiner Familie in einer WG zu leben. Auch, wenn die blinden Jugendlichen, die ich im Blindenverein kennenlernte und die ihr bisheriges Leben in Sondereinrichtungen verbracht hatten, keine Vorbilder für mich darstellten (sie lebten eher so, wie ich nie leben wollte), so erlebte ich doch Positives. Ich war das erste Mal in einer Clique von fast Gleichaltrigen, die sich am Wochenende traf, um gemeinsam wegzugehen und wo ich mich nicht anpassen oder beweisen musste. Das war ein gutes Gefühl: Ich gehörte dazu, man interessierte sich für mich und ich fühlte mich gleichberechtigt und oft mittendrin. Sogar als Frau wurde ich bei den Männern wahrgenommen und konnte mich attraktiv erleben. Mit 17 oder 18 erlebte ich dann sogar eine Peer-Group innerhalb der Integration, die ich nach wie vor als sehr positiv in Erinnerung habe, auch, wenn zu niemandem aus diesem Kreis mehr Kontakt besteht. Ich wollte zu dieser Zeit zum ersten Mal meinen christlichen Glauben noch ernsthafter leben als vorher und suchte daher eine Gruppe von Gleichaltrigen, die dasselbe wollten. Ich besuchte zwar immer noch Veranstaltungen für Jugendliche in meiner katholischen Kirchengemeinde und engagierte mich auch dort, aber ich wollte den Glauben noch ernsthafter leben. Durch eine Freundin aus der Schule, 2 Klassen höher, wurde ich dann in ihren Jugendkreis mitgenommen, wo ich eigentlich auf Anhieb, ohne Wenn und Aber angenommen wurde. Wir besuchten gemeinsam besondere Gottesdienste und fuhren als Clique auf christliche Ferienfreizeiten und zweimal auf eine Ferienbibelschule in die Schweiz. Hier wurde meine Blindheit zwar gesehen, aber sie war kein Thema, was mich ausgrenzte, und ich hatte zum ersten Mal nicht das Gefühl, mich beweisen oder anstrengen zu müssen, um anerkannt zu sein und dazu zu gehören. Das tat gut! Trotzdem fühlte ich mich in meiner Identität bis ins Erwachsenenalter hinein oft nicht stabil. Ich fühlte mich oft weder zur Welt der Blinden, noch zu der der Sehenden zugehörig und mein stärkstes Gefühl in dieser Zeit war Zerrissenheit. Ich hätte mir eine erwachsene blinde oder sehbehinderte Frau gewünscht, mit der ich all meine Fragen ehrlich hätte besprechen können, auch eine Gruppe mit Gleichaltrigen blinden und sehbehinderten, die ebenfalls eine integrative Schule besuchen und sich auch sonst in der sehenden Welt bewegen. Eine Gruppe, in der man ehrlich all seine Fragen und Ängste besprechen kann, in der alle Gefühle ihren Platz haben und sich niemand beweisen oder herausstellen muss. Aber für Jugendliche ist ja nicht nur Reden wichtig, sondern auch gemeinsame Aktivitäten, wie Sport, Ausflüge u.ä. Aber wie kann dies umgesetzt werden?

2. Peer-Counseling als entwicklungsfördernde Methode in der Inklusion, Möglichkeiten der Umsetzung

2.1. Begegnung und Austausch von gleichaltrigen Jugendlichen mit Beeinträchtigung in Gesprächsgruppen, geleitet von erwachsenen Trainer*Innen die ebenfalls mit einer Behinderung leben

Für blinde und sehbehinderte Jugendliche könnte das konkret bedeuten, dass regionale Peer-Groups gebildet werden, die sich regelmäßig zum Austausch und gemeinsamen Aktivitäten

unter Leitung einer blinden oder sehbehinderten Trainerin treffen, z.B. öfter für ein gemeinsames Wochenende. Dies halte ich, aufgrund der Vereinzelung blinder und sehbehinderter Kinder und Jugendlicher in der Inklusion für wichtig. Hier könnten dann auch gemeinsame Aktivitäten, wie z.B. Modeberatung von blinden und sehbehinderten Mädchen mit Einkauf in sehender Begleitung o.ä. stattfinden. Ich kenne einige blinde Frauen, die noch heute. Mit über 50 von ihrer Mutter modisch beraten werden und auch mit der Mutter einkaufen gehen und bei denen das auch nie anders war. Dagegen ist nichts einzuwenden, wenn das freiwillig geschieht. Bei mir war dies in der Pubertät auch der Fall, aber von meiner Seite keineswegs freiwillig! Ich hätte mir, ganz praktisch gewünscht, dass nicht nur meine Mutter mich in allen Modefragen berät (für jedes Mädchen in der Pubertät ein absolutes No-Go“, aber ich hatte leider keine Freundin, die mich beraten hat. Ein wichtiges Beispiel für Peer-Support/Peer-Counseling von sehbehinderten und blinden Kindern, Jugendlichen und auch Erwachsenen gibt der Verein „sehbehindert, aber richtig e.V.“, der zwar in München ansässig ist, aber Deutschlandweit aktiv werden möchte. Der Verein veranstaltet Workshops für blinde und sehbehinderte Jugendliche, in denen wichtige Themen der Identität miteinander besprochen und bearbeitet werden können. Hierbei sind die Workshopleitenden selbst betroffen, also haben selbst eine Sehbeeinträchtigung und sozialpädagogische Fachkompetenz. Dieses Konzept halte ich für sehr spannend und unbedingt notwendig, gerade bei der Vereinzelung von Kindern und Jugendlichen mit Beeinträchtigungen in der Inklusion. Jedenfalls hätte ich mir so etwas in meiner Jugend sehr gewünscht.

2.2. Gemeinsame Aktivitäten, um die eigenen Stärken und Grenzen zu erproben

Dies kann durch Ferienfreizeiten geschehen. Hier ist als frühes Beispiel der Film: „Crip-Camp“ oder „Sommer der Krüppelbewegung“ zu nennen, wo sich Jugendliche mit unterschiedlichen Beeinträchtigungen während eines gemeinsamen Feriencamps erstmals als eigenständig und in Gemeinschaft mit anderen erleben und ausprobieren können. Leider ist es mir nicht gelungen, den Film anzusehen, bzw. zu besorgen, ich habe nur durch andere davon gehört. Aber ich hatte meine eigenen „Crip-Camps“. Kurz vor dem Abitur hörte ich von einer Jugendfreizeit, die vom DBSV (deutscher Blinden- und Sehbehindertenverband) in Mecklenburg-Vorpommern angeboten wurde. Wir waren Jugendliche von 18-35 Jahren, verbrachten 2 Wochen in Neukloster, Mecklenburg-Vorpommern, in einem Internat für Sehbehinderte, wo Ferien waren und das Internat uns so als Ferienunterkunft diente. Wir machten Ausflüge und gingen zusammen im nahegelegenen See schwimmen. Das Highlight für mich war, dass wir alle blind oder sehbehindert und trotzdem ganz unterschiedlich waren. Es gab 2 Schülerinnen, die in München ein integratives Gymnasium besuchten, es gab Berufstätige, Studenten und auch Schülerinnen und Schüler aus Sondereinrichtungen. Ich war keine Exotin! Alle mussten sich an einem fremden Ort orientieren, nicht nur ich suchte immer mal etwas, sondern die Anderen auch, und ich erlebte mich als dazugehörig, mittendrin. Das war eine Erfahrung, die mich sehr beflügelte und mir Kraft für den Alltag gab, und ich habe in den Jahren darauf noch öfter Jugendfreizeiten, vom DBSV angeboten, mitgemacht. Dies war,

wenn auch leider etwas spät, sehr wichtig für meine Identitätsentwicklung, für mein Selbstbild als blinde Frau. Ich durfte mich als selbstwirksam erleben.

3. Fazit

Anhand meiner eigenen Geschichte habe ich aufgezeigt, wie wichtig und entwicklungsfördernd „Peer-Erfahrungen“ gerade in der Inklusion sind. Ich habe mich hier vor allem auf blinde und sehbehinderte Kinder und Jugendliche mit ihren spezifischen Bedarfen bezogen. Aber Peer-counseling, Peer-Support geht darüber hinaus und bedeutet weit mehr. Denn es gibt Erfahrungen, die Menschen unterschiedlicher Beeinträchtigung gemeinsam haben, wie z.B. Erfahrungen von Ausgrenzung oder Diskriminierung. In Gesprächen und gemeinsamen Aktivitäten erleben wir: „Ich bin nicht alleine, wir sind durch unsere Erfahrungen miteinander verbunden, ich werde verstanden, ohne mich immer erklären oder rechtfertigen zu müssen.“ „Der/die Andere weiß, wovon ich rede“. Wenn dies ein Kind schon früh erlebt, kann es lernen: „Ich bin anders, aber ich bin nicht der/die Einzige, es gibt auch Andere, die sind wie ich.“ „Ich gehöre dazu, Ich bin Ich!“ Dies gibt Kraft zu positiven Veränderungen und schafft Verständnis für Gleichbetroffene. So ist sowohl eine Auseinandersetzung mit sich selbst, den eigenen Stärken, Fähigkeiten und Grenzen, sowie der eigenen Beeinträchtigung möglich, als auch eine Auseinandersetzung mit gleichaltrigen Jugendlichen mit einer anderen Beeinträchtigung, deren Geschichte und Bewältigungsmöglichkeiten/Strategien. Die Auseinandersetzung mit gleichaltrigen Jugendlichen ohne Beeinträchtigung findet ja sowieso täglich im Alltag statt. So gibt es auch Identifikationsfiguren, Vorbilder, an denen sich die Jugendlichen orientieren können, um letztendlich die eigene Identität zu entwickeln und den eigenen Weg zu finden. Hätte ich, besonders in meiner Jugend und in der Zeit der Pubertät mehr kompetenten Peer-Support erleben können, hätte ich evtl. meine Beeinträchtigung schon in dieser Zeit als Chance sehen können.

Daher ist es mir als EUTB-Beraterin und angehende Peer-Counselorin ein besonderes Anliegen, Kinder und Jugendliche mit Beeinträchtigung mit Hilfe des Peer-Counseling zu unterstützen und zu stärken. In wie weit das im Rahmen der EUTB möglich sein kann, wird sich zeigen.

Literatur:

Film: „Crip Camp“ oder „Sommer der Krüppelbewegung“ Film auf Netflix 2020
Originalsprache englisch.

„sehbehindert aber richtig e.V.“ zu finden auf Facebook.